

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 1

Artikel: Um Neujahr herum
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zur Zeit des Absolutismus, die Menschen ihr besseres Ich an Schein und Trug dahingaben.

Wenn du Paris besuchst, vergiß Versailles nicht. Das eine ergänzt die Erkenntnis, die dir das andere gebracht hat. Aber wie ich dich kenne, wirst du beglückt von dieser Erkenntnis in dein trautes, schönes Schweizerland zurückfahren.

H. B.

„Substanz“.

Von Alfred Fankhauser.

Den ersten Anstoß zum Schreiben erhielt ich aus einer abschätzigen Beurteilung aller Bücher; mein Großvater sagte mir klipp und klar, daß nur die „Heilige Schrift“ ein wahres Buch sei; alle „Geschichten“ und „Gedichte“ aber, besonders die verrückten Romane — er dachte an Rinaldo — seien vom Bösen und dienten nur dazu, den Menschen die Gedanken zu verwirren. Er wußte Beispiele zu erzählen, die einen mit Schaudern erfüllten, von Knechten und Mägden, die den Verstand verloren, von unglücklichen Frauen, die sich das Leben genommen, alles nur darum, weil sie sich in die verderblichen Bücher verloren. Es war sein Ernst, ich konnte nicht zweifeln.

Ob er auch Recht habe, daran zweifelte ich schon mehr. Denn schließlich mußte derjenige, der den „Lederstrumpf“ geschrieben hatte, auch wissen, was er getan, und manches schien mir zu beweisen, daß auch er im heiligen Ernste schreibe. Und daß es mir jemals im Kopfe fehlen werde, wenn ich Bücher wie den „Lederstrumpf“ lese, das konnte mir keiner, auch der Großvater nicht, weismachen. Der Zwiespalt aber lag nun in mir als ein Wunsch, unausgesprochen nur, aber dennoch bereits in der Richtung sicher: „Ein Buch zu schreiben, das nicht im Sinne des großväterlichen Fluches

Ein Seminarlehrer, Johann Howald in Bern, den Widmann mit dem jüngern Johann Rudolf Wyß verglichen, einer, der selber Verse schrieb, weckte in mir den Glauben an die Mission der großen Dichtung, und seit jenen Tagen träumte ich davon, teilzunehmen an der Erfüllung dieser Mission. Herr Howald war Pietist und wirkte auf mich in doppeltem Sinne: Er bestätigte mir das Kriterium, das der Großvater an die Bücher gelegt, er verlangte gleich ihm ein „göttliches Wort“ von allen Büchern; gleichzeitig aber tat er den für mein Empfinden kühnen Spruch, die Heilige Schrift sei „Dichtung“. Die Synthese war vollzogen, fortan war mir klar, daß ich von einem Buche „Substanz“ verlangen müsse und kein Buch schreiben dürfe, das nicht „Substanz“ enthalte.

Erst viel später begann mich das Problem der Form zu beschäftigen. Es konnte für mich nie an erste Stelle rücken. Jeden schönen Vers, den ich je gelesen, wog ich nach der Wortschwere; ich suchte Zusammenhänge zwischen Wesenhaftem und Wortklang. Erst nach jahrelangem Suchen in der Schwere des Stoffes ahnte ich die „ewige Wirkung des werdenden“ und wußte, daß sie ganz allein im höchsten Formausdruck sichtbar werde. Von nun an wurde die Substanz doppelt bezeichnet: Geschehen, und zwar besonderes Geschehen (oder vielleicht besonders geschautes Geschehen!) und Wortausspruch, in dem jenes Geschehen sichtbar würde. Aber an allem Anfang steht jener Glaube an die Substanz und die Ueberzeugung, daß man aus nichts auch mit den schönsten Worten nichts machen kann. In diesem Sinne bin ich Antiformalist und Antiaesthet und bin es bewußt und fanatisch.

(„Lejezirkel“).

Biographisches:

Dr. Alfred Fankhauser ist geboren am 4. November 1890 in Gysenstein als Sohn eines Käfers, wurde Lehrer (Seminar Muristalden) und amtierte als solcher von 1910 bis 1915 in Heimiswil und Guggisberg. Von 1915 bis 1919 studierte er in Bern, wo er sich den Dr. phil. erwarb. Seither wirkt er als freier Schriftsteller; erst in Bern, jetzt in Bönigen. Werke: „Chrüzwäg“, Dialektdrama, 1917; Romane: „Peter der Tor“ und „Der Gotteskranke“ (Delphin-Verlag), „Vorfrühling“ und „Die Brüder der Flamme“ (Grethlein & Cie.), „Engel und Dämonen“ (Edart-Verlag, 1927, erscheint demnächst). Kleinere Schriften: „Swan Petrowitsch“, Novelle, Vaterländischer Verlag, Berlin, „Von den Werten des Lebens“, Essays, „Lothias Moor“, Satire, „Tag- und Nacht-Gedichte“, „Der König dieser Welt“, Schauspiel, alle im Mimosa-Verlag. „Madonna“, Legenden (Grethlein & Cie.).

In Vorbereitung: „Abstieg der Geschlechter“, Roman, „Elia und Jezabel“, Drama. Von der Schweiz. Schillerstiftung wurden die „Brüder der Flammen“ mit einem Preise bedacht.



Alfred Fankhauser. (Nach einer Aufnahme von Camille Ruy.)

ein Lügenbuch sei, sondern eines, das man sehr wohl neben der „Heiligen Schrift“ lesen könne, und das den armen Menschen den Kopf kläre.“

Um Neujahr herum.

In früheren Zeiten hatte Neujahr eine viel größere Bedeutung als jetzt. Da war es nicht nur einfach der erste Tag des neuen Jahres, zu dem man sich Glück wünschte, sondern ein Zeitpunkt, an dem verschiedenes vollzogen werden mußte. So wurden Abgaben an diesem Tag fällig und mußten abgeliefert werden. Aus dem Jahr 1613 ist eine Verordnung bekannt, wonach Landleute Hühner und Hahnen zu vier Bagen das Stück den „Amtluten“ entrichten, die dann solche ihren Behörden zukommen lassen mußten. Aus den Klöstern trafen besondere Gaben ein. Eine Verordnung des Jahres 1636 sagt, daß Gaben von Königsfelden wie hinfür auszurichten seien, und auch die Klöster Buchsee, Fraubrunnen, Frienisberg und Thorberg sollen sie den Ratsgliedern und auch den Expectanten entrichten.



Giuseppe Motta,
schweizerischer Bundespräsident für das Jahr 1927.



Nationalratspräsident Maillefer.



Dr. Robert Schöpfer,
Präsident des Ständerates pro 1927.

Immer wieder treffen wir Verordnungen, die die Gaben der Taufpaten an ihre „Chotten und Chottenen“ regeln. Das Jahr 1697 verbot schlangweg solche für die Bewohner auf dem Lande. Einige Jahre zuvor wurden sie für die in der Stadt auf eine ganze oder halbe Silberkrone oder einen Dukaten festgesetzt.

Die Verbote des Mummenschanzes und des Treibens an Silvester und Neujahr wiederholen sich regelmäßig in den alten Handschriften. Wie viel diese Erlasse und die Versuche, ihm Einhalt zu tun, nützten, zeigt die Fekzeit mit ihren Drehorgelspielern, den Rindergefangen und all dem Allotria. Aus allen Jahrhunderten sind uns solche Verbote bekannt. Eines der ältesten uns erhaltenen datiert aus dem Jahre 1408, da die Obrigkeit verbot, den Spielteuten, die sich in der Stadt herum trieben, etwas zu geben. In den späteren Jahrhunderten wurden diese Verbote stetsfort wiederholt, ergänzt oder geändert, gemildert oder verschärft. Das schärfste war wohl das aus dem Jahre 1718, das besagt, daß in Erinnerung an das ferndrige Jahr, da die gnädigen Herren das Trompeten- und Posaunenblasen in der Nacht des eingegangenen Jahres abstellten, dieses auch dieses Jahr ein für allemal verboten sei.

Von jeher scheinen die Essen zu Silvester und Neujahr eine große Rolle gespielt zu haben. Auch sie wurden zu verbieten gesucht. Das eine Mal war es wegen der Verfolgungen der Glaubensgenossen in Engelland und Deuschland, das war im Jahre 1642, das andere Mal, um den Armen der Stadt keinen schlechten Eindruck zu machen, „Damit“, sagt der Wortlaut, „in diesen gegenwärtigen geldlosen Zeiten und die Armut je mehr überhand nimmt, den hiesigen Armen mehrere Rechenschaft getragen werde“. Das war 1718, das überhaupt ein sehr schweres Jahr gewesen zu sein scheint.

Allerhand Erlasse fielen in früheren Zeiten auf den Beginn des neuen Jahres. Im Jahre 1646 wurde verfügt, daß auch im Welschland von nun an bei allen Celebrationen in der Kirche die Weiber alle den Männern nachgehen müßten. In der Stadt Bern selber wurde einige Jahre vorher, im Jahre 1638, befohlen, daß das Steinerwerfen in der Stadt und über die Aare verboten sei, und auch in die Fenster weder von Hand noch mit Schlingen Steine geschleudert werden dürften. In die Neujahrszeit fällt auch eine Verordnung von 1628, der Pestzeit, da „den Wenbern“ das Leidklagen verboten wurde — also war noch damals das noch heute im Morgenland, aber auch

bei uns in weltentlegenen Gegenden geübte Wehklagen damals allgemein Sitte. Nicht weniger bemüht um des düstern Hintergrundes willen wirkt ein Mandat von 1671, das befiehlt, daß ein Trupp im Zuchthaus enthaltene Täufer nach Bergamo zum Galeerendienst abgeführt werden solle.

Das Durchblättern der alten Handschriften des Staatsarchives wirft noch manches Licht auf Geschehnisse und Auffassungen, die durch die Verordnungen, die das neue Jahr brachte, der Nachwelt aufgedeckt werden.

Aus der politischen Woche.

Die chinesische Revolution.

Wir stehen bereits vor einer vollendeten Tatsache: Die chinesische Revolution, d. h. die Befreiung Chinas von seiner jahrtausende alten politischen Lethargie, die sich das ausländische Joch gefallen ließ, ist in voller Auswirkung. Die Emanzipationsbewegung kann jedenfalls nicht mehr aufgehalten werden. Die maßgebenden Auslandsmächte: England, Japan, Amerika, Frankreich haben sich mit dem Gedanken abgefunden, ihre Vorrechte in China zu verlieren und sind bereit, den neuen national organisierten Staat anzuerkennen. Wir werden in der nächsten Zukunft den Wettlauf der Großmächte nach Kanton oder nach der vielleicht neu zu schaffenden zentralen Hauptstadt des chinesischen Nationalstaates erleben; sie alle werden bestrebt sein, in China zu retten, was zu retten ist, zum mindesten in Bezug auf die Handelsverbindungen nicht zu kurz zu kommen. Das neue China geht vermutlich einer ähnlichen Entwicklung entgegen wie Japan und wird mit seinen ungeheuren Bodenschätzen (Kohle, Erze) und seinem unerschöpflichem Reservoir von gewerblicher Tüchtigkeit und industrieller Kraft, wie das 410 Millionen-Volk es darstellt, für europäisches und amerikanisches Kapital ein hochbedeutungsvolles und hochwillkommenes Ausbeutungsfeld werden.

Die chinesische Revolution war ja sicher von den russischen Anstiftern zu andern Zwecken als zur Stärkung des internationalen Kapitalismus ausgedacht. Sowietrußland will von China aus das englische Imperium zertrümmern. Man weiß jetzt, daß die Kuomintang-Armee (Kuomintang nennen sich die chinesischen Nationalisten), die von Kanton aus China erobern wollen und bereits im Zentrum, in Hankau, stehen, und Hangtschau (unweit Schanghai) bedrohen, von russischen